

1

Wenigstens kann ich sagen, dass ich nicht feige gewesen bin, als man uns an dem Abend in Berlin, mit den hohen Gästen aus Politik und Kultur, hingerichtet hat. Mir wird übel bei der Erinnerung an den Literaturkritiker, der neben mir zu Boden gegangen ist, als wäre die ganze Wirklichkeit noch da, zusammen mit der Frage, warum ich überhaupt Erinnerungen habe? Warum ich nach der Katastrophe noch wissen kann, wie ich am Nachmittag den Flug von Zürich nach Berlin genommen habe. Wie ich am Abend mit Lichtenberger zu dem Anlass gegangen bin und zusammen mit dem Team des Ersten Deutschen Fernsehens das Kulturhaus betreten habe.

Immer wieder hat Lichtenberger versucht, mich zu solchen Anlässen zu schleppen, weil er Mitleid mit mir hatte. Immer wieder hat er versucht, mich ins Spiel zu bringen, mich als Schriftsteller in der Kultur-Oberklasse doch noch zu etablieren und salonfähig zu machen und meine Romane für die Bühne zu adaptieren. Aber er konnte schon damals, nach Veronikas Selbstmord – Lichtenbergers Schwester – nicht verhindern, dass man mich in der Kultur-Oberklasse zwar in Erwägung gezogen, dann aber doch zurückgewiesen und aus dem Literaturtempel verbannt hat. Weil ich es nach Veronikas Tod gewagt habe, eine eigene Religion zu haben:

für diesen Abfall vom Glauben der offiziellen Kulturkirche mussten sie mich exkommunizieren.

Mit diesen Leuten ist nicht zu spaßen. Sie fordern den vollen moralischen Gehorsam für die offiziell approbierten Kulturgottesdienste, die sie in ganz Europa verbreiten. Wehe dir, wenn du diese Liturgien in Frage stellst, welche die offiziellen Kulturkleriker zelebrieren, gemeinsam mit den Hohepriestern der Volkserziehung in den Redaktionen und Regierungen. Es ist verboten, das Weltbild dieser Leute nicht zu teilen und ihren Gesinnungscocktail nicht täglich herunterzuschlucken.

Aber warum habe ich immer noch diese Gedanken, wenn ich erschossen worden bin? Warum sehe ich den Saal des Kulturhauses vor mir? Über Stunden hinweg hat man uns in Schach gehalten mit Kalaschnikows und Sprengstoffwesten für das Jungfrauenparadies. Auf drei Bildschirmen haben wir mitverfolgt, wie die Welt draußen vor dem Kulturhaus in Aufregung geraten ist. Wie in Windeseile hochauflösende Fernsehteams herangezogen kamen. Wie sie sich im umherstreifenden Blaulicht der Einsatzwagen postiert haben, um Kamerawinkel auszuprobieren und die alarmierte Nacht einzufangen.

Dabei hat bei der Ankunft im Kulturhaus nichts auf eine solche Entwicklung hingedeutet. Ich habe gedacht, dass nichts anderes als die Langeweile herrschen wird und dass es ein Fehler gewesen ist, mich von Lichtenberger herschleppen zu lassen, weil solche Abende immer am seelischen Ruin aller Beteiligten arbeiten, und zwar immer ganz gründlich und immer ganz unbemerkt, wie eine unerforschte Krankheit.

Schon in den ersten Minuten im Kulturhaus fällt mir auf, wie geschmeidig und höflich die Mitglieder dieser Kul-

tur-Oberklasse gehen und grüßen und lächeln. Wie sie dir schmetterlingsleicht die Hand reichen und bereits an dir vorbei in die nächste Begrüßung flattern. Wie sie in alle Richtungen ihre frisch geduschte Bescheidenheit verströmen.

Lichtenberger, der solche Rituale gewohnt ist, bleibt während der ersten Stunde in meiner Nähe und versucht, mich mit verschiedenen wichtigen Personen bekannt zu machen. Personen, die Lichtenberger alle zu respektieren scheinen, weil mein Freund immer so clever gewesen ist, die Dogmen der Kulturkirche niemals in Frage zu stellen. Deswegen gehört Lichtenberger längst selber zur Oberklasse und wirkt an diesem Abend so geschmeidig und höflich wie die anderen.

Es herrscht eine sogenannte gute Stimmung, die mich überrascht, so dass ich mir plötzlich sage, dass es vielleicht doch kein Fehler gewesen ist herzukommen. Dass ich nicht immer so streng mit mir und den anderen sein sollte, um nicht die totale Verbitterung zu riskieren, sondern dass ich lieber versuchen sollte, mich für die gute Stimmung zu öffnen. Dass ich für eine solche gute Stimmung wenigstens empfänglich sein sollte, um mich von ihrer Leichtigkeit, wie ich mir vorstelle, tragen zu lassen.

Dass ich mir eingestehen sollte, dass mir solche Anlässe im Grunde doch etwas bedeuten. Weil ich immer noch, Jahre nach dem Glaubensabfall, die offiziellen Segnungen und Pontifikalämter der Kultur-Oberklasse begehre. Weil es mir an diesem Abend in Wahrheit gar nicht so schwerfällt, mit den Leuten anzustoßen, mit den Kristallgläsern und den weißgoldenen Champagnerperlen. Weil ich diese Leute in Wahrheit bewundere, ihre Herreenausstatte-Anzüge ebenso wie die eng anliegende Vulgarität ihrer Seidenkleider.

Aber dann, als der Abend voranschreitet, kommt die Begegnung mit ein paar Regierungsvertretern an der Seite ihrer Lieblingsintellektuellen und Lieblingshuren. Ich sehe zwei bekannte Modeschöpfer und einen noch bekannteren Schweizer Tennisstar, mit weißem Anzug und weißer Krawatte. Ich bereue es plötzlich, ihnen die Hand geben zu müssen und verspüre das Verlangen, sie schnell und hart und von verschiedenen Seiten – fürs Fernsehen aus verschiedenen Perspektiven – zu ohrfeigen.

Ich stehe mitten im Luxusgedränge, als es mir den Atem verschlägt, weil ich unter den Gästen plötzlich auch Veronika erblicke. Sie, die sich vor sechs Jahren auf die Schienen gelegt hat, unter das pünktliche Tonnengewicht der Schweizerischen Bundesbahnen. Die langen schwarzen Haare und die Augen, in denen für immer die Vergangenheit fest sitzt. Die Augen, die mein Herz verschluckt und nie wieder herausgerückt haben. Wie kann Veronika in Berlin sein, mit den humanistischen Masken und Gesten, mit denen hier Konversation betrieben wird, vor der großen hinteren Spiegelwand, in der alles doppelt und dreifach schön aussieht?

Ich sage mir, dass es an meinen Nerven liegen muss. Dass die Frau Veronika nur ähnlich sieht, nichts weiter, und dass ich die böse Täuschung gleich durchschaue, sobald ich näher trete.

Als ich mich der Frau nähere, denke ich, dass sie es doch ist, weil niemand eine solche Ähnlichkeit haben kann, und ich frage mich, ob ich sie berühren soll, ob ich sogar ihre Hand nehmen und sie festhalten und für immer in diesen Augenblick hineinsinken soll?

Aber es kommt nicht soweit, denn Veronika entfernt sich. Ich verliere sie im Gedränge des Saals aus den Augen

und frage den Shakespeare-Darsteller Z. und ein paar Geistesgrößen aus dem Feuilleton, ob sie die langen schwarzen Haare gesehen haben. Die Augen, in denen für immer die Vergangenheit fest sitzt. Natürlich weiß niemand, von wem ich spreche. Natürlich weiß niemand, wer Veronika ist und wie sie mich schon vor Jahren verfolgt hat, beim Schreiben und beim Schlafen, verfolgt bis in die Kirche, in die ich geflüchtet bin, um zu beten.

Ich suche sie im Foyer, draußen vor dem Kulturhaus und dann wieder drinnen im Saal, wo ich meinen Freund Lichtenberger treffe. Lichtenberger, der nicht überrascht wirkt, dass ich seine tote Schwester unter den Gästen gesehen habe.

Natürlich muss Veronika auftreten, meint Lichtenberger und strahlt übers ganze Gesicht. Hast du vergessen, dass wir hier das neue Stück *Der Abschied* aufführen? Weißt du das nicht mehr? Dieser große Saal mit den wunderbar eingekleideten Schauspielern, die blumengesäumten Tische, die große Spiegelwand: Was für eine Bühne für unser Stück!

Lichtenberger legt die Hand auf meine Schulter. Mein Freund, sagt er, das ist die Adaption deines Romans *Der Abschied*. Du kannst auf dein Werk stolz sein, denn nach dieser Aufführung können dich die Etablierten nicht mehr so einfach aus dem Tempel verbannen.

Ich habe das Gefühl zu schwitzen, zugleich ist mir kalt. Dann bemerke ich, wie die Gäste beginnen, für den offiziellen Teil des Abends an ihren Tischen Platz zu nehmen. Ein Diner mit Vorträgen, Laudationen und Musik. Die Gäste sehen genauso aus wie am realen Abend in Berlin. Ich erinnere mich, wie jene Gäste auf die exakt gleiche Weise in der exakt gleichen Reihenfolge auf den exakt gleichen Stühlen Platz genommen haben. Genau wie die Gäste hier, die sich voll-

kommen lebensecht bewegen und dann ebenso vollkommen lebensecht warten, durch nichts als Schauspieler zu erkennen.

Sie sitzen still und lauschen der Eröffnungsrede des Bundespolitiklers W., die vom Team des Ersten Deutschen Fernsehens gefilmt wird, während ich mich frage, warum ich mich so gut an alles erinnere, selbst an die Rede des Bundespolitiklers W., wo ich mich sonst nie an die Rede eines Politikers erinnert habe: nicht an einen Satz, nicht an einen Gedanken, den je ein Politiker geäußert hat, vorausgesetzt, es wurden in den Sätzen dieser Politiker je Gedanken geäußert.

Was geschieht als nächstes? Applaus, natürlich. Alle Gäste im Kulturhaus klatschen in die Hände, auch ich. Dann geht der Literaturnobelpreisträger X. nach vorne und hält ebenfalls eine Rede, über die gemeinsamen Werte Europas, die schon lange nicht mehr existieren, falls sie je existiert haben, die der Literaturnobelpreisträger aber mit einer solchen Sprachkunst und Erhabenheit beschwört, dass für einen Moment alle daran glauben.

Dann fällt der erste Schuss. Die Kugel reißt ein Loch in den Gedankenteppich des Literaturnobelpreisträgers, wobei sich dieser an die Brust fasst und zusammensinkt, bevor weitere Kugeln abgefeuert werden und in der großen Spiegelwand hinter dem Podium Löcher hinterlassen, wie Spinnennetze aus Diamantsplittern.

Es stürmen die bärtigen Männer mit den Gesichtern herein, die bald überall im Fernsehen zu sehen sein werden und denen man anmerkt, dass sie nicht damit rechnen, jemals alt oder auch nur müde zu werden. Gesichter, die weniger brutal als vielmehr übermütig wirken, weniger mordlustig als vielmehr von radikaler Entschiedenheit.

Einige Gäste springen hoch und wollen fliehen, doch sie werden von den Kalaschnikows niedergemäht und versuchen, wenn sie nicht sofort tot sind, in bizarren Zuckbewegungen wieder an ihre Plätze zu kriechen – gestoppt von den ersten, präzise ausgeführten Kopfschüssen des Abends.